

Lucinda Berry

One in Four

Übersetzt von Sandy Brandt

USA TODAY BESTSELLER
AUTORIN

LUCINDA BERRY

ONE
IN
FOUR

THRILLER

VAJONA

Für Scott

KAPITEL 1

Ich grinste meine Frau verschmitzt an, zog meine Hand aus ihrer Hose und griff nach meinem Handy auf dem Nachttisch. »Gia, es ist fast zwei Uhr morgens. Du kannst mich nicht einfach so anrufen. Wie oft habe ich dir das schon gesagt?« Ich verdrehte die Augen in Noelles Richtung. Wir hatten gerade erst angefangen, als Gia mich angerufen hat.

»O mein Gott, Laurel, du musst herkommen! Du musst sofort herkommen. Jetzt sofort! Wir brauchen dich. Maddie ist im Flur verblutet. Überall ist Blut, wirklich überall. Es sieht aus wie nach einem Massaker. Ich habe noch nie so viel Blut gesehen. Spencer und Preston sind blutdurchtränkt. Sie haben sie als Erste gefunden, und man lässt sie das Blut nicht einmal abwaschen. Es ist so ekelhaft. Die Patienten flippen total aus, sie drehen völlig durch. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Was sollen wir tun? O mein Gott. Ich kann nicht glauben, dass das passiert. Spencer ist gerade abgehauen. Zwei Polizisten sind ihm hinterhergelaufen, aber sie haben ihn immer noch nicht gefunden. Beeil dich, Laurel. Im Ernst – beeil dich. Du musst herkommen!«

Hastig löste ich mich von Noelle. Alle Gedanken an Sex waren verfliegen. »Wovon redest du?« Als ich vor drei Stunden das Haus verlassen habe, war alles ruhig.

»Maddie!«, kreischte sie. »Ich habe es dir doch gesagt – Maddie hatte einen Unfall. Warum hörst du mir nicht zu? Du bist genauso schlimm wie die Polizei. Die ist übrigens überall. Sie erlaubt nie-

mandem, das Haus zu verlassen, und niemand darf rein. Wir sind komplett abgeriegelt. Niemand darf ein Handy benutzen, nicht einmal das Personal. Es hat echt lang gedauert, bis ich dich anrufen konnte – ich weiß, ich weiß«, unterbrach sie sich, und schnauzte jemanden an, der wohl mit ihr im Zimmer sein musste. »Sie haben mir erlaubt, sie anzurufen.«

Eine Männerstimme – tief, rau und gedämpft – sagte etwas, das ich nicht verstehen konnte.

»Dieser Typ da!«, fuhr Gia erneut denjenigen an, mit dem sie gerade sprach. Genauso, wie sie zuvor das Produktionsteam angefahren hatte. »Er hat gesagt, ich könnte sie anrufen. Er hat mir mein Handy gegeben. Und ich bin mir ziemlich sicher, dass er der Verantwortliche ist und nicht du mit deiner Inkompetenz, also solltest du vielleicht lieber mit ihm reden statt mit mir!«

»Gia, beruhige dich und sag mir einfach, was los ist«, befahl ich, während ich hastig nach der Jeans suchte, die ich Sekunden zuvor auf den Boden geworfen hatte. Aber sie hörte mir nicht zu. Sie schrie die Leute an, die bei ihr im Zimmer waren. Es klang jetzt nach mehreren Stimmen.

»Sie ist ihre Therapeutin, und wir brauchen sie! Das habe ich euch doch schon gesagt! Schaut sie euch an«, kreischte sie und fuchtelte wahrscheinlich genauso wild mit den Händen herum wie am Set. »Habt ihr die da drüben gesehen, die in der Ecke an ihrer Haut knibbelt? Oder wie steht es mit ihr? Seht ihr, wie sie so heftig weint, dass sie kaum atmen kann? Wollt ihr die Verantwortung dafür tragen, dass sie keine angemessene psychologische Behandlung bekommen, während all das hier passiert? In einer Zeit, in der sie sie so offensichtlich brauchen?«

»Ma'am, geben Sie mir das Handy. Sie dürfen jetzt nicht telefonieren.« Diesmal ertönte eine unverkennbare Männerstimme. Sie klang kristallklar und meinte es offensichtlich ernst.

»Ich verlange meinen Anwalt. Ihr könnt uns nicht einfach so die Handys wegnehmen und uns die ganze Nacht hier festhalten,

ohne jeglichen Kontakt zur Außenwelt. Wir haben nichts Unrechtes getan. Wir haben Rechte. Wir sind keine Kriminellen. Ich –«

Es klang, als würden sie sich um das Handy streiten.

»Gia?«, schrie ich in mein Handy, gerade als die Verbindung abbrach. Eilig rief ich sie zurück, aber es ging direkt die Mailbox dran. »Scheiße.« Ich steckte mein Handy in die Gesäßtasche meiner Jeans.

»Was ist los?«, fragte Noelle, als sie mir mein Shirt zuwarf. Ihre Augen waren vermutlich genauso weit aufgerissen wie meine.

Fassungslös schüttelte ich den Kopf. »Ich weiß nicht genau, aber es klingt so, als hätte Maddie einen schrecklichen Unfall gehabt und die Polizei wäre im Haus. Anscheinend darf niemand das Haus verlassen? Das ergibt keinen Sinn und bedeutet wahrscheinlich, dass es schlimm ist, also fahre ich hin.«

»Wirklich, Schatz? Es ist so spät. Glaubst du, dass es sicher ist?« Sofort zeichnete sich Besorgnis in ihrem Gesicht ab. »Warum wartest du nicht bis zum Morgen oder bis Gia dich zurückruft? Sprich erst mit ihr, bevor du irgendetwas unternimmst.«

»Ich muss los, vor allem, wenn Maddie verletzt ist.« Maddie war die Jüngste im Haus – gerade mal neunzehn – und mein *Liebling*, obwohl man eigentlich niemanden bevorzugt behandeln sollte. Hastig küsste ich Noelle auf die Stirn und strich ihr die Haare aus den Augen. »Warte nicht auf mich, okay? Keine Ahnung, wie lange das dauern wird.« Dann küsste ich sie noch einmal, diesmal auf die Lippen. »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch«, antwortete sie, aber ich hatte mich bereits umgedreht und war aus unserem Schlafzimmer gegangen. Ich eilte zu meinem Auto und fuhr ohne Umschweife nach Crystal Meadows. Zum Glück waren wir nur fünfzehn Minuten entfernt, und ohne Verkehr kam ich noch schneller dort an.

Schon bevor ich um die Ecke der Edgecliff Lane bog, entdeckte ich die Polizeiautos und Rettungsfahrzeuge. Ihre roten Lichter tanzten durch die Bäume. Mein Herz zog sich zusammen, als ich das gelbe Absperband sah – das unverkennbare Zeichen

für einen Tatort –, das das gesamte Grundstück abgrenzte. Ein paar Nachbarn hatten sich auf dem Bürgersteig vor dem Haus versammelt, um zuzusehen. Ihre Bademäntel hüllten sie fest wie Decken ein. Die Tragödien anderer zogen immer Menschenmengen an. Heute Abend war es nicht anders. Ein paar Augen spähten aus riesigen Erkerfenstern, deren Jalousien zurückgezogen waren. Niemand in dieser überreichen Vorstadtgegend wollte uns von Anfang an hierhaben, aber wir hatten der Stadt versprochen, dass es kein Drama geben würde. Bis heute Abend hatte es auch keines gegeben, zumindest nicht außerhalb des Hauses. All unsere Dysfunktionalität blieb hinter verschlossenen Türen verborgen.

Ich hielt am Straßenrand an, holte mein Handy heraus und öffnete X, um zu sehen, ob etwas Neues gepostet worden war. Währenddessen ging ich auf die Absperrung zu. Bei den Kommentaren blieb ich wie angewurzelt stehen:

@comeback kids OMG!!!! Hast du diesen Schiß gesehen!!!! Was zum Teufel ist gerade passiert?

@comeback kids Ist Maddie tot? Sie sah tot aus.

Sie ist nicht tot.

|

Für mich sah sie tot aus.

@comeback kids Das muss eine Fälschung gewesen sein. Das war inszeniert.

Alter, das war echt

Das stimmt.

O mein Gott. Nein.

Maddie war nicht tot. Sie konnte unmöglich tot sein. Gia hätte mir gesagt, wenn sie tot wäre. Sie hatte gesagt, sie habe einen Unfall gehabt. Kopfschüttelnd weigerte ich mich zu glauben, dass Maddie nicht mehr da war. Man konnte nicht einfach alles glauben, was irgendjemand auf Social Media schrieb.

Liefen die Kameras noch? Das konnte nicht sein. Auch wenn wir den Leuten genau das versprochen hatten – einen ungeschnittenen, unzensurierten, rund um die Uhr verfügbaren Einblick in das Leben von sieben ehemaligen Kinderstars, die darum kämpften, clean zu werden. Ich wechselte zu *YouTube*, weil dort alle Live-Feeds zu finden waren. Ständiges Streaming, genau wie bei *Big Brother*. Wir hatten die Kameras seit Beginn der Show nicht ausgeschaltet. Aber es gab nichts außer leeren schwarzen Bildschirmen:

Dieses Video nicht verfügbar.

Das war nicht gut. Gia schaltete die Live-Übertragungen niemals ab, egal, was am Set vor sich ging.

»Das gehört dazu!«, hatte sie in ihre Kopfhörer geschrien, als Tripp seine rassistische Tirade losließ, Kendall mit allen möglichen Schimpfwörtern anbrüllte und die Hälfte der Crew die Kameras ausschalten wollte. Aber sie hatte sich geweigert. Also sahen wir, zusammen mit ganz Amerika, eine der widerwärtigsten und unverhohlensten Darstellungen von Rassismus, die ich je im Live-Fernsehen gesehen hatte. Ich war mir sicher, dass sie die Show danach absetzen oder Tripp zumindest rauswerfen würden. Aber nichts von beidem geschah. Unsere Einschaltquoten schossen in die Höhe. Die Leute wollten mehr von Tripp, nicht weniger, und genau das gab Gia ihnen, obwohl sie selbst das Ziel einiger seiner schlimmsten Beleidigungen gewesen war. Es war alles so reißerisch und dramatisch, aber genau darum ging es ja.

Es gab noch jede Menge andere Dramen. Genau deshalb liebten die Leute die Sendung. Sie hauchte einem sterbenden Kabel-

sender neues Leben ein. Tripps Wutausbruch war jedoch nicht einmal das Schlimmste, was die Kameras eingefangen hatten. Die Zuschauer wurden Zeugen einer Überdosis, nachdem Javons Freund während seines Besuchs Gummibärchen eingeschmuggelt hatte und sie die ganze Tüte auf einmal aß. Danach entstanden unzählige Memes. Das Video, in dem sie mitten in der Küche pinkelte, hatte auf *TikTok* über zwei Millionen Aufrufe. Es war immer noch eine unserer meistgesehenen Folgen. Auch Lyriqs Anfall mitten in unserer ersten Gruppensitzung hatte hohe Einschaltquoten erzielt.

Aber wenn Gia die Kameras abschaltete, steckten wir in ernsthaften Schwierigkeiten.

Überraschenderweise war der Vorgarten fast leer, abgesehen von dem einzigen Polizisten, der am Ende der langen Auffahrt Wache stand. Er war gerade damit beschäftigt, mit einem der Reporter zu sprechen, der kurz vor mir angekommen war. Als ich parkte, hatte ich die KTLA-Nachrichtenwagen hinter dem Krankenwagen entdeckt. Ich wollte nicht um Erlaubnis bitten, hineingehen zu dürfen, und riskieren, dass er Nein sagte, also duckte ich mich schnell unter dem gelben Absperrband hindurch und ging selbstbewusst zur Haustür, als ob ich hier hingehörte. Als wäre es ein Tag wie jeder andere in den letzten siebenundzwanzig Tagen, an denen ich zur Arbeit gegangen war. Gerade als ich nach der Klinke greifen wollte, eilte der Polizist vom Ende der Auffahrt hinter mir her, packte mich am Arm und zog mich davon weg.

»Was tun Sie da? Sie dürfen da nicht rein, Ma'am. Das ist ein aktiver Tatort. Ich muss Sie bitten, sich von der Tür zu entfernen.« Er sagte es, als wollte er höflich sein, aber seine Stimme klang bestimmt, und er hatte seinen Griff um meinen Arm nicht gelockert.

»Officer Malone«, sagte ich, nachdem ich den Namen auf seiner Brusttasche gelesen hatte. Er war unter seinem marineblauen Hemd deutlich zu sehen. »Ich bin Dr. Harlow, die Therapeutin, die alle Patienten hier in den letzten siebenundzwanzig

Tagen betreut hat. Ich weiß nicht, ob Sie das wissen, aber Crystal Meadows ist eine stationäre Behandlungseinrichtung. Jeder Mensch in diesem Haus leidet unter einer chronischen Sucht. Viele von ihnen haben darüber hinaus schwere psychische Erkrankungen, und ich habe gehört, dass es eine Art Krise gegeben hat. Deshalb bin ich hier, um die Lage zu stabilisieren und nach dem Befinden meiner Patienten zu sehen. Ich –«

Kopfschüttelnd unterbrach er mich. »Es ist mir egal, was Sie beruflich machen oder wie Sie diesen Menschen helfen. Niemand geht da rein. Das ist ein aktiver Tatort, der nicht kontaminiert werden darf.«

»Bitte, die Produzentin, Gia, hat mich vor ein paar Minuten angerufen, und wer auch immer für diese Ermittlungen zuständig ist, sitzt gerade bei ihr. Er hatte Gia die Erlaubnis gegeben, mich anzurufen. Und mir, hierherzukommen. Offensichtlich hat er nichts dagegen, dass ich hier bin«, log ich, gab mir aber alle Mühe, aufrichtig zu wirken.

Er runzelte kurz die Stirn, während er darüber nachdachte, aber letztendlich war er nicht überzeugt. »Noch einmal, Ma'am, ich muss Sie bitten, sich von dieser Tür zu entfernen und sich hinter die gelbe Absperrung dort zu begeben.« Er zeigte mit seiner anderen Hand, die mich nicht festhielt, auf das Band.

»Sir, Officer Malone, ich weiß, dass Sie nur die Vorschriften befolgen, und ich respektiere das, aber ich mache mir Sorgen, dass sich Menschen in diesem Haus in großer Not befinden. Meine Patienten brauchen mich jetzt.«

Er zeigte auf das Absperrband und erwiderte: »Wie ich schon sagte, es ist mir egal, wer Sie gerade braucht oder was in dem Haus vor sich geht. Mich interessiert nur, was ich von Ihnen will, und zwar, dass Sie von dieser Veranda runtergehen und sich hinter die gelbe Absperrung dort drüben stellen.« Von Höflichkeit war keine Rede mehr.

Ich hob die Hände, als wollte ich nicht, dass er mich verhaftet, und trat von der Tür zurück. »Na gut, aber rufen Sie bitte den

Verantwortlichen für diese Ermittlungen an und sagen ihm oder ihr, dass ich hier bin. Dr. Laurel Harlow. Man erwartet mich.«

In diesem Moment knisterte es in seinem Polizeifunkgerät. »Priorität eins. Code zwei. 816 Edgecliff Lane. 419. Der Gerichtsmediziner ist –« Er drückte den Schalter und schaltete die Stimme der Disponentin stumm, doch ich hatte den letzten Teil bereits mitbekommen.

»Hat sie gerade *Gerichtsmediziner* gesagt? Warum kommt ein Gerichtsmediziner hierher?«, fragte ich, wohl wissend, dass es nur einen Grund gab, warum ein Gerichtsmediziner an einem Unfallort erscheinen würde.

Kapitel 2

Ich stand direkt hinter dem gelben Absperrband, hatte mein Handy in der Hand und spielte das Video, in dem Maddie aus ihrem Badezimmer stolperte, immer und immer wieder ab, so wie ich es schon in den letzten zwanzig Minuten getan hatte. Seit der Polizist mich hierhergebracht und mir gesagt hatte, ich solle nicht weggehen. Sie hatten das Video entfernt. Die Produktion der Sendung wurde eingestellt, aber nicht bevor die Leute die Aufnahmen gespeichert hatten. Sie luden sie schneller auf allen Social-Media-Kanälen hoch, als es gelöscht werden konnte.

Abgesehen vom Badezimmer war jeder einzelne Raum im Haus mit mehreren Kameras ausgestattet, einschließlich der Schlafzimmern. Um 00:42 Uhr öffnete sich Maddies Badezimmertür, und sobald dies geschah, fiel sie auf die Knie und taumelte in den Flur ihres Schlafzimmers. Sie stürzte auf den Teppichboden und umklammerte mit beiden Händen ihren Kopf. Eine Hand auf jeder Seite. Blut rann durch ihre Finger. Sie versuchte, sich hochzustemmen, fiel aber jedes Mal wieder hin, bis sie schließlich einfach aufgab und wie ein verwundetes Tier auf dem Boden zusammenbrach. Siebzehn lange Sekunden vergingen, während sie regungslos dalag. Blut floss aus ihrem Kopf. Dass sie tot war, schien offensichtlich. Ich hielt den Atem an, genau wie jedes Mal, wenn ich mir das Video ansah. Obwohl ich genau wusste, wie das Video ausging, hoffte ich immer wieder auf ein anderes Ende.

Aber das war nicht der Fall.

Nach achtzehn Sekunden zuckte Maddies Körper, als hätte sie plötzlich einen Stromschlag bekommen. Heftige, blutige Krampfanfälle, einer direkt nach dem anderen, erschütterten ihren zierlichen Körper. Oder vielleicht war es auch nur ein einziger langer, ununterbrochener Anfall. Das ließ sich anhand des Videos nur schwer sagen. Und dann kam das Geräusch, der dumpfe Schlag, den ihr Schädel verursachte, als er gegen die Wand hinter ihr prallte. So etwas hatte ich noch nie zuvor gehört. Ein lauter, ohrenbetäubender Knall, bei dem kein Zweifel daran bestand, dass ein Knochen brach. Preston wurde als Erster davon geweckt. Fast sofort war er zur Stelle. Er stürmte in den Raum und fand sie auf dem Boden zappelnd vor, wie einen Fisch, der an Land geworfen wurde und verzweifelt versuchte, zurück ins Wasser zu gelangen. Sie wand sich und schlug um sich. Es war so schwer mitanzusehen, aber wie bei jedem schlimmen Unfall wollte ich meine Augen bedecken, und konnte doch nicht wegsehen.

Als Nächstes kam Spencer dazu. Bei Maddies Anblick stieß er einen markerschütternden Schrei aus und Chaos brach aus. Mitarbeiter stürmten in den Raum, alle waren auf den Beinen. Jemand anderes schrie, es klang nach Javon. Dann rannte Tripp auf den Flur hinaus. Er war das Letzte, was man sah, bevor der Bildschirm schwarz wurde und jemand alle Live-Übertragungen unterbrochen hatte.

Ich blickte auf und musterte die Eingangstür von Crystal Meadows auf Anzeichen von Bewegung, in der Hoffnung, dass der Verantwortliche herauskommen und mich hereinlassen oder mir zumindest ein paar Antworten geben würde. Aber es war nichts zu sehen. Von außen sah Crystal Meadows aus wie jedes andere weitläufige Grundstück in der Nachbarschaft. Wer nicht in der Gegend wohnte, konnte unmöglich ahnen, dass hier die derzeit meistgesehene Reality-TV-Show Amerikas gedreht wurde. Das war das Einzige an der Show, was wir geheim halten konnten. Es half, dass es sich zudem um eine bewachte Wohnanlage handelte. Diesen Ort hatten wir ganz bewusst gewählt. Wir hatten alle mög-

lichen Maßnahmen ergriffen, um die Vertraulichkeit und Privatsphäre unserer Klienten zu schützen, was ein wenig absurd erschien, da sie ihr gesamtes Leben vor der Kamera verbringen würden.

Aber es ging um ihre Sicherheit, nicht wirklich um ihre Privatsphäre. Jeder Prominente – egal wie unbedeutend – hatte mindestens einen Stalker oder jemanden, der auf ihn fixiert war, und kein Fan war gruseliger oder beängstigender als diejenigen, die von Kinderstars besessen waren. Auch wenn unsere Klienten erwachsen waren, würden sie in den Augen ihrer Fans immer Kinder bleiben. Deshalb waren die Nachbarn genauso daran interessiert, ihren Aufenthaltsort geheim zu halten. Sie hatten genauso wenig Interesse daran, dass so ein gruseliger, pädophiler Fan in ihre Gegend stolperte, wie wir.

Das Auto des Gerichtsmediziners stand schon seit einer Stunde in der Einfahrt, und es war noch niemand herausgerollt worden. Ein paar Männer in Schutzanzügen sind in das Gebäude gegangen, aber ansonsten war es ruhig geblieben. Die Polizisten errichteten am Ende des Blocks eine Absperrung, sobald weitere Nachrichtenwagen auftauchten. Es schien, als seien alle Nachbarn aus ihren Häusern gekommen. Vor ein paar Minuten fing eine Frau auf der anderen Straßenseite an, den Leuten Kaffee zu bringen, als wäre es eine Art Nachbarschaftsparty bei Sonnenaufgang.

Dauerte es normalerweise so lange, eine Leiche herauszuholen? War es wirklich Maddie?

Die Haustür öffnete sich und unterbrach meine Gedanken. Zwei Polizisten flankierten Gia, als sie endlich aus dem Gebäude trat. Sie sah aus, als wäre sie über Nacht gealtert. Ihr Gesicht war blass und eingefallen, ihre Augen waren aufgerissen und die Pupillen vor Schreck geweitet. Die Hälfte ihres dunklen Haares war zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, der andere Teil stand wild in alle Richtungen ab. Sie trug nur ein Tanktop, als wäre ihr zu heiß geworden und sie hätte alle anderen Kleidungsstücke ausgezogen. Ihre Jeans hing tief auf den Hüften und an ihren Füßen

steckten wie immer Springerstiefel. Absolut passend zur Situation, denn sie sah aus, als hätte sie in diesem Haus einen Krieg hinter sich. Ich habe sie noch nie so mitgenommen gesehen. Sie war immer so gefasst.

»Gia!«, rief ich ihr zu und winkte hektisch mit der Hand, als stünde ich hinter einer Sicherheitsabspernung bei einem Rockkonzert, und sie wäre die Künstlerin, deren Aufmerksamkeit ich verzweifelt zu erregen versuchte.

Sofort entdeckte sie mich, riss sich von den Polizisten los und rannte direkt auf mich zu. Sie warf sich in meine Arme und brach in Tränen aus. Stille Schluchzer erschütterten ihren zierlichen Körper, während sie ihren Kopf an meiner Brust verbarg. Ich hielt sie fest, während sie weinte, doch es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sie sich zurückzog und sich mit den Händen das Gesicht abwischte. Dick aufgetragene Wimperntusche verschmierte die Haut unter ihren Augen.

»Es ist Maddie«, sagte sie und versuchte, ihre Gefühle im Zaum zu halten. »Sie ist tot, Laurel. Maddie ist tot.«

Eine Welle der Ungläubigkeit überkam mich. Verleugnung ist so mächtig. Ich hatte bis zum allerletzten Moment an der Hoffnung festgehalten, dass es nicht die süße Maddie sein würde. Heute Vormittag hatten wir noch zusammen auf dem Boden meines Büros gelegen. Sie hatte einen Becher auf ihrem Bauch balanciert, während ich ihr beibrachte, wie man atmet. Genauso, wie ich es den Kindern in meinen Workshops erklärte, denn Maddie war praktisch selber noch ein Kind.

Sie konnte nicht tot sein. Sie war zu jung.

Meine Knie gaben nach und ich klammerte mich genauso fest an Gia, wie sie sich an mich klammerte. Wir zitterten jetzt beide. Wellen des Schocks durchliefen meinen Körper.

»Du musst reinkommen und helfen«, sagte Gia. Die Polizisten standen regungslos hinter ihr. Das gelbe Absperrband zwischen uns. »Sie lassen niemanden gehen, bevor er nicht von den Kriminalbeamten befragt wurde, und den Teilnehmenden fällt das alles

nicht leicht. Wie sollen wir sie dabei nüchtern halten? Ich habe Angst davor, was passieren wird. Ich glaube, sie auch. Das ist wahrscheinlich der einzige Grund, warum sie mir erlaubt haben, zu dir zu kommen und dich zu holen. Sie haben ein Kriseninterventionsteam angefordert, also habe ich ihnen gesagt, wenn sie so etwas anfordern, dann musst du dabei sein. Sie können dich nicht fernhalten, vor allem, weil du diejenige bist, die sie am besten kennt.« Sie warf den beiden Polizisten einen finsternen Blick über die Schulter zu.

»Darf ich reingehen?«, fragte ich die Beamten.

Sie nickten gleichzeitig, und ich duckte mich schnell unter dem gelben Absperrband hindurch, bevor sie es sich anders überlegen konnten. Überall um uns herum blitzten Kameralichter, als die Nachrichtenteams ihre Aufmerksamkeit auf die Polizisten richteten, die uns ins Haus drängten. Sie schossen Fotos von uns, während wir den Bürgersteig entlanggingen, als wären wir Prominente und sie die Paparazzi. Die Menschenmenge war, seit der Gerichtsmediziner aufgetaucht war, von Minute zu Minute gewachsen. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es in ein paar Stunden aussehen würde oder wie das alles in den Medien aufbereitet werden würde.

Vor allem ging mir Maddies Mutter nicht aus dem Kopf. Es war nicht das erste Mal, dass eine meiner Klientinnen gestorben war. Wenn man mit Menschen arbeitete, die gegen Sucht und Alkoholismus kämpften, gehörte das zum Job dazu. Aber dieser Fall traf mich besonders hart, weil sie so jung war und ich ihre Mutter fast so gut wie Maddie kannte. Das lag jedoch nicht daran, dass sie eine überfürsorgliche Mutter war. Nicht wie manche der anderen Eltern. Sie war nicht in der Show, um ihrer Tochter eine Chance zu geben, wieder im Rampenlicht zu stehen. Alles, was sie wollte, war, dass es Maddie wieder besser ging. Während der Familienwoche war sie so verzweifelt gewesen.

»Bitte lassen Sie mein Baby nicht sterben. Ich habe solche Angst, dass sie sterben könnte«, hatte sie geschluchzt, als sie zu

meiner Einzelberatung auftauchte. Vor drei Monaten hatten sie Maddie in ihrem Schlafzimmer gefunden. Sie hatte eine Überdosis Tabletten genommen, einen Gürtel um ihren Hals und atmete kaum noch. Maddie hatte geschworen, dass sie nicht versucht hatte, sich umzubringen, aber niemand glaubte ihr. Vor allem nicht ihre Mutter Hilda. »Sie müssen verstehen, dass sie das nicht ist. All das, was sie tut? Diese Drogen? Sich selbst zu verletzen?« Sie hatte den Kopf geschüttelt, während sie sich die Tränen aus den Augen wischte. »So ist sie nicht.« Erneut schüttelte sie den Kopf. »Mein Baby ist nicht mehr dieselbe, und Sie müssen herausfinden, warum. Mir will sie es nicht sagen. Bringen Sie sie dazu, es Ihnen zu sagen. Denn irgendetwas ist passiert. Ich weiß, dass es so ist. Bitte.«

Ich verdrängte die Erinnerung und wappnete mich für das, was mich im Haus erwarten würde. Hatte das Gefahrgutteam das ganze Blut beseitigt, oder war es noch da? Ich hasste Blut. Als Kind war ich bei dessen Anblick immer in Ohnmacht gefallen.

»Ich bin so froh, dass du da bist«, sagte Gia und klammerte sich immer noch an mich. Ihre Fingernägel gruben sich in meinen Oberarm. »Ich wusste nicht, was ich tun sollte, und sie haben mir mein Handy immer noch nicht zurückgegeben. Sie lassen uns mit niemandem sprechen und behandeln uns, als hätten wir etwas Unrechtes getan.«

Bevor ich antworten konnte, öffnete ein weiterer Beamter die Tür und bedeutete uns, hereinzukommen. Sobald wir den Eingangsbereich betraten, verließen jegliche Gedanken meinen Kopf.

Das Haus war von Tod erfüllt und roch nach Blut. Metallisch. Bisher war mir nicht aufgefallen, dass Blut einen Geruch hatte, aber da war er – dicht und schwer – und haftete an meiner Kleidung wie Schweiß. So viele Menschen weinten. Ihr Schluchzen hallte von den Wänden wider. Die Hälfte des Teams lief in den Gemeinschaftsräumen auf und ab und drehte Kreise durch das Haus. Die andere Hälfte wartete in Reihen darauf, befragt zu werden. Polizisten umkreisten sie in Gruppen und machten eifrig

Notizen. Weitere Beamte huschten in Maddies Schlafzimmer hinein und wieder heraus, sammelten Beweismittel und brachten sie in die Küche, wo sie eine provisorische Kommandozentrale eingerichtet hatten.

Wir schlängelten uns an den Leuten vorbei und gingen langsam ins Wohnzimmer, unsicher, wohin wir uns nun wenden sollten, nachdem ich es tatsächlich ins Haus geschafft hatte. Sofort wanderte mein Blick zu Maddies Schlafzimmer. Eine Blutlache breitete sich im Flur aus, aber sie war nicht leuchtend rot, wie ich es erwartet hatte: Sie war dunkelbraun, fast schwarz. Als wäre dem Blut jegliches Leben entzogen worden, genauso wie Maddie ihre Lebenskraft geraubt worden war. So viel hatte ich noch nie gesehen. Mir wurde schwindelig, und ich stützte mich an der Rückenlehne des Sofas ab, um das Gleichgewicht zu halten. Schnell sah ich weg und schaute in die andere Richtung, weg vom Blut. Aber das war auch nicht besser.

Ein Schluchzen stieg in mir auf, als ich den Leichensack an der Hintertür sah. Ich konnte das Gummi des Sacks riechen. Wie neue Reifen. So stark war der Geruch. Bekam jede Leiche einen brandneuen, oder war das nur bei Maddie der Fall? Gab es verschiedene Größen? Sie war so zierlich. Wie sollte sie in einen Sack für Erwachsene passen?

Ich holte tief Luft und wandte mich Gia zu. Sie hatte den Kopf gesenkt und ihr Haar fiel ihr ins Gesicht. So vermied sie es, den Leichensack und das Blut anzusehen. Ich wünschte auch, ich hätte beides nicht gesehen. Noch nie war ich dem Tod so nahegekommen. Nicht nahe genug, um ihn zu spüren. Oder zu berühren. Ihn zu schmecken, so wie er sich jetzt in meinem Rachen ausbreitete und mir das Atmen erschwerte.

Ich ließ meinen Blick noch einmal schnell durch den Raum schweifen und stellte fest, dass sich keiner der Teilnehmenden in den Gemeinschaftsräumen aufhielt. Die Mitarbeiter der Produktion standen in langen Reihen, so wie sie es immer taten, wenn sie hungrig waren und das Essen auf sich warten ließ: Die Arme ver-

schränkt und unruhig. Der Drang, sich zu bewegen, schien ihre Körper zu durchströmen, während sie darauf warteten, interviewt zu werden.

Gia bemerkte, dass ich nach den Klienten suchte. »Sie haben alle in ihre Zimmer gebracht, nachdem Spencer abgehauen ist, den wir übrigens immer noch nicht gefunden haben. Die Polizei hätte fast die Kontrolle über alle verloren und hatte Angst, dass die anderen auch weglaufen würden. Ich auch.« Mit ihrer Hand deutete sie den langen Flur hinunter zu den Patientenzimmern. Drei befanden sich auf der rechten Seite – Preston, Maddie und Spencer – und vier auf der linken Seite – Lyriq, Kendall, Tripp und Javon. An jedem Ende des Flurs war eine Kamera. Unter jeder Kamera stand ein Polizist. Falls noch jemand beschließen sollte, zu fliehen, wären sie da, um denjenigen aufzuhalten.

Ich sah die Beamten an, dann wieder Gia. »Also, was soll ich tun? Wo soll ich anfangen?« Ich konnte noch niemanden des Kriseninterventionsteams entdecken. Ihre knallroten Poloshirts hoben sie an einem Tatort immer deutlich von allen anderen ab, aber sie waren nirgends zu sehen.

In diesem Moment trat eine Frau hervor. Sie war groß und schlank, mit glänzendem schwarzem Haar, das sie zu einem straffen Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Sie trug ein Abzeichen und eine Pistole, die tief an ihrer Hüfte hing. Konzentriert startete sie auf ihr Handy, doch blitzschnell hob sie den Kopf und entdeckte mich; ihr fiel sofort auf, dass sich eine neue Person im Raum befand. Mit festen Schritten kam sie auf mich zu.

»Sind Sie die Psychotherapeutin, auf die wir gewartet haben?« Von oben bis unten musterte sie mich und war sichtlich nicht beeindruckt von meinen Jeans und dem alten Wellesley-Hoodie, den ich mir schnell über mein T-Shirt gezogen hatte.

Ich streckte ihr meine Hand entgegen. »Ja, ich bin Dr. Laurel Harlow. Sie sind alle meine Patienten. Ich arbeite schon seit –«

Sie unterbrach mich, bevor ich meinen Satz beenden konnte. »Das sind Ihre Patienten?«

Nickend bejahte ich die Frage und fühlte mich wie ein fürsorglicher Elternteil. Ich wollte unbedingt nach ihnen sehen und wissen, wie es ihnen ging. Wie es sein musste, in einer so schwierigen Zeit so etwas durchmachen zu müssen, konnte ich mir nicht einmal vorstellen.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nun, nein«, erwiderte sie. Ihre Miene verfinsterte sich.

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich. »Ich bin hier, um zu helfen.«

»Bei der Aufklärung eines Verbrechens, an dem Sie möglicherweise beteiligt waren, können Sie nicht helfen«, fauchte sie mich an. Sie wirbelte herum und schrie zu niemandem Bestimmten, so wie Gia es immer tat, wenn wir drehten: »Wer hat diese Frau ins Haus gelassen, und wo ist das echte Kriseninterventionsteam?«

Sofortige Stille. Ausweichende Blicke. Nervöse Bewegungen. Alle schauten überall hin, nur nicht zu ihr.

»Ich meine es ernst! Wer hat diese Frau hier reingelassen?« Sie zeigte auf mich, als ob irgendjemand im Unklaren darüber wäre, wen sie meinte. Ihr wütender Blick wanderte durch den Raum. Gia hatte nicht übertrieben, als sie gesagt hatte, dass sie alle wie Verdächtige behandelten. Es folgte unangenehme Stille, bis die Beamten, die mit Gia hereingekommen waren, einen Schritt nach vorne machten. Sie ließen die Köpfe hängen wie zwei Kinder, die gescholten wurden.

Schließlich sprach der kleine, stämmige von beiden. »Wir dachten, sie wäre die leitende Therapeutin des Kriseninterventionsteams.«

»Wer hat Ihnen das gesagt?«, fragte sie mit den Händen in den Hüften. Der andere Polizist zeigte auf Gia. »Hört nicht auf sie. Sie hat hier nichts mehr zu sagen. Verstanden?« Erneut ließ sie ihren Blick durch den Raum schweifen, suchte mit jedem Blickkontakt, bevor sie mit den Fingern schnippte und sich auf dem Absatz umdrehte. »Jemand soll mir den echten Kriseninterventionstherapeuten holen und die beiden trennen.«